

Die Fischer vom Galesker Strand



Von A.v. Livonius

Mitten im wilden Dünenwald der Ostpommerschen Küste, zwischen See und Moor, ständig bedroht und zurückgetrieben von den wandernden Dünen, liegt im Stolper Kreis das Dorf Galesker Strand. Seine alten Fischerkaten mit den tief heruntergezogenen Dächern sind seit über 300 Jahren im Besitz derselben Familien, und trotz oder gerade wegen seiner Armut und Kleinheit ist es wohl wert, davon zu reden.

Dem Fremden, der den „Strand“ besucht, fallen sofort die oft geradezu erstaunlich reinrassig nordischen Köpfe und Gestalten in ihrer Größe und Schönheit auf.

Die Erklärung für dieses inselartige Auftreten einer winzigen ungewöhnlich rein gezogenen nordischen „Volksgruppe“ ist in der Überlieferung der Entstehung des Galesker Strandes gegeben. In einer frostklirrenden Winternacht um das Jahr 1600 gerieten vier junge schwedische Fischer bei nächtlicher Eisfischerei mit all ihrem Gerät und ihren Schlitten auf eine lose hängende Scholle, die - ehe sie es bemerkten - durch den einsetzenden Nordwind seawärts abgedrückt wurde. Halbtot kamen sie nach tagelanger Treibfahrt schließlich an der ostpommerschen Küste an und gelangten noch glücklich mit ihrem Zeug über Eisbarrieren und Dünenwall in den Strandwald. Ein Fischermann ist härter als andere Men-

schen: die vier blieben am Leben und beschloßen, sich in der Nähe ihrer Landestelle anzusiedeln. Einer von ihnen, der schon verheiratet war, holte seine Frau und ihr aller Hab und Gut aus der alten Heimat nach; die andern drei aber holten sich Töchter des Landes aus den nächsten Stranddörfern. Späterhin aber fanden auswärtige Heiraten nur recht selten statt; nach jeder Richtung hin ist es vom Galesker Strand bis zur nächsten menschlichen Siedlung eine Meile und darüber, mit monatelang nicht passierbaren Wegen, und da von vornherein die Stränder ausgesprochen kinderreich waren, heiratete man fast ausschließlich untereinander. So ist der wohl rein nordische Wuchs der vier Stammväter bis heute erstaunlich gut erhalten geblieben.

Keine Rasse ist körperlich wohl immer schön. Bei den Strändern hat sie sich aber auch im Wesen ausgeprägt erhalten. R. G. Günther erzählt in einem seiner Bücher, daß er einst einem norwegischen Schleusenwärter begegnet sei, der auf ihn mit seinem Benehmen und allen Bewegungen gewirkt habe wie ein Jarl. Diesem „adligen“ Benehmen begegnet man auch heute noch auf dem Strand. Die Mädchen - zum Teil bildhübsch - mit ganz ungewöhnlicher, gewissermaßen „kühler“ Grazie, die Männer, besonders große schlanke Gestalten mit langen schmalen Köpfen, mit einer derartigen

vornehmen ruhigen Selbstsicherheit, vielleicht einer inneren Überlegenheit, wie sie eben nur bei ganz alten, wirklich rein gezogenen Geschlechtern anzutreffen ist; man könnte ihr Benehmen ungefähr dem gleichstellen, wie sich der deutsche Romanleser automatisch das Wesen eines englischen Lords vorstellt. (Womit nun allerdings nicht gesagt sein soll, daß die Stränder die reinen Engel sind und es niemals Krach im Dorf gegeben hätte. Auch der phantastischste Lord in den Gesellschaften hat ja wohl irgendeinen Wideracher oder Haß!)

Für ihre Körpergröße - noch heute liegt sie bei den Strändern aus den alten Familien zwischen 1,80 und 1,87 Meter - waren sie schon vor 200 Jahren berühmt, und zwar bis nach Berlin. Eine ganze Anzahl von ihnen hat sowohl in der berühmten „Riesengarde“ des Soldatenkönigs, als auch später beim Leibgardesbataillon bis hin zum 1. Garderegiment zu Fuß der Vorkriegszeit gedient. (Letzteres allerdings nur auf viel Zureden hin. Denn seitdem es eine Kriegsmarine gibt, dienten die Stränder selbstverständlich dort.) Es sind noch allerlei Geschichten von den Werbern, die sich die langen Stränder Jungen greifen wollten, überliefert. Und wäre nicht das Moor als kaum überwindlicher Schutzwall dageswesen, so hätten die Katen auf dem Strand wohl so manches Jahr nur die Frauen und Kinder beherbergt.

Häufig aber zogen die Werber, die ja oft mit Gewalt vorgingen, in diesem Gelände doch den Kürzeren. Es sind ergötzliche Verhandlungen überliefert zwischen den verfolgten Stränder „langen Kerls“ und den Werbern, die bei ihrer Jagd schließlich in irgendein Moorloch gelockt worden waren; allein konnten sie sich nicht aus dem schwarzen Modder und Schlief befreien, und so ließen sich dann die Stränder, behaglich auf dem trockenen Rand der Mooruhle in der Sonne sitzend, erst mal von den tiefer und tiefer sinkenden geängstigten „Verfolgern“ Urfehde schwören, ehe sie sie herausholten.

Es steht ganz unstreitig fest, daß auch noch die heutigen Stränder, die völlig auf sich allein gestellt inmitten der härtesten und unerbittlichsten Naturgewalten leben, feinere Nerven und Organe haben für das, „was unsere Schulweisheit sich nicht träumen läßt“. Verhältnismäßig häufig kommt bei ihnen seit alters her das sogenannte „zweite Gesicht“, das Vorhersehen von Todesfällen u. ä., vor.

(Eine Begabung, über die sich die Pfarrer nie ganz klar geworden sind: stammte sie nun aus der Heidenzeit, war sie ein Geschenk des Teufels, oder war sie eine geheimnisvolle Gabe Gottes?) Außer dem „zweiten Gesicht“ ist eine ähnliche Begabung bei den Strändern anzutreffen, von der ich sonst noch nichts gehört habe. Und zwar ist das der „Totenruf“, der aber scheinbar nur bei Männern vorkommt. Vielleicht ist das eine Auswirkung der für Landmenschen kaum vorstellbaren Kameradschaft und des Auseinanderangewiesenseins der Seeleute. Für den Seemann ist wohl das Meer ein ehrenvolles Grab; aber er muß dann auch wirklich auf dem Meeresgrunde ruhen, sein Körper darf dann nicht an der Küste entlang treiben und an den Strand geschlagen werden. Wer den „Totenruf“ hört, den zieht es plötzlich am hellen Mittag oder in dunkler Nacht an den Strand, dorthin, wo die Leiche des fremden ertrunkenen Kameraden von den Wellen hin- und hergeworfen wird; der

Tote ruft ihn, damit er dafür Sorge, daß der Körper begraben wird.

Verbürgtermaßen (die einzelnen Tatsachen sind in den Akten des Seeamtes festgelegt) hat solch ein „Totenruf“ auch einmal einen Lebenden gerettet. Im Jahre 1920 riß sich in schwerem Wintersturm auf der Höhe des Salesker Strandes ein großer Leichter, ein Frachtkahn von 70 Meter Länge, aus seinem Schleppzug los, kenterte und blieb so an der Küste liegen. Die Besatzung ertrank und wurde bald angetrieben. Ein Stränder Fischer aber, der den „Totenruf“ hörte, sagte von vornherein, daß auch in dem gekenterten Leichter selber ein Mann sein Grab gefunden habe. Da es natürlich unmöglich war, an die Leiche heranzukommen, konnte der Fischer nur hoffen, daß der Ruf des Toten verstummen würde. Aber nach drei Tagen hielt er es nicht mehr aus und bat ein paar Kameraden, mit ihm zu dem gekenterten Wrack zu rudern; irgend etwas könne da nicht stimmen, der Tote rufe anders als



Herb, frisch und freundlich sind die Gesichter der Fischer vom Salesker Strand

Aufnahmen: Granzow



Sind die Männer vom Jang zurück, dann verlassen bald darauf die Frauen mit der schweren Liefche das Dorf, um nach mehrestündigem Marsch die Fische zu verkaufen

sonst. Die drei Männer kämpften sich durch die immer noch schwer laufende Brandung, umkreisten mit ihrem Boot das Wrack und - vernahmen plötzlich ein dumpfes Klopfen in dem riesigen Eisentrumpf! Den harten Fischern setzte wohl im Augenblick der Herzschlag aus, aber dann pochten sie - als gedienter Mariner beherrscht wohl jeder Stränder das Morsealphabet - an den Eisenplanken Antwort. Und weiß Gott, neben dem Toten saß dort gefangen der letzte lebende Mann der Besatzung, seit drei Tagen bis an den Schultern im eisigen Dezemberwasser, ohne Schlaf und Essen, mit einem immer kleiner werdenden Luftvorrat! Die Stränder versprechen dem vom Meer Gefangenen sofortige Hilfe; noch in der Nacht kam ein Regierungsdampfer, und mit einem Schneidebrenner wurden die Planken aufgeschnitten, um den zu Tode Erschöpften bergen zu können. An die Leiche seines toten Kameraden kam man nicht heran; aber der Stränder, der den Totenruf vernommen hatte, hörte ihn nach der Rettung des Lebenden nicht mehr klagen.

Der Salesker Strand steht im ganzen in ziemlich weit gegriffener Umgegend im Ruf der Unheimlichkeit. Der Urgrund für diesen Ruhm ist völlig unfreiwillig durch die vier Schweden, die Vorfäter der heutigen Stränder, vor 300 Jahren gelegt worden. Schweden heißt schwedisch „Swerige“, und die vier Fischerleute nannten ihren neuen Wohnplatz

Swerige=dal, Schwedental. Für pommerische Ohren aber hörte sich das genau so an wie „Zwergetal“; „Unnerirdschkes“. Zwerge, gibt und gab es in den hinterpommerschen Sagen auch genügend, sie waren also bekannt, aber man legte Wert darauf, sie nicht bei Namen zu nennen. Daher hielt sich der neue Dorfname auch

nicht und wurde ersetzt durch das unverfängliche „Salesksche Strand“. Allerdings blieb eben ein leiser Geruch der Unheimlichkeit am „Strand“ hängen, und noch vor wenigen Jahren galt das Dorf weiterhin als ein ausgesprochenes Nest von Zauberern und Hexen.

Dieser Hexenmeisterruhm, den eine ganze Anzahl von Strändern in verblüffendem Maße gehabt hat, ist wohl meistens nicht beabsichtigt, aber doch ganz gern angenommen worden. Er hat wohl in vielen Fällen auf der typisch nordischen, ein wenig spöttischen geistigen Überlegenheit, die nicht viel Worte macht, beruht. Wer jahraus, jahrein mitten im wilden Wald und Moor lebt, verlernt zwar das Reden, aber er hat Zeit zum Sinnieren. Und dann werden die Gewalten des Meeres und die Stimmen des Waldes nach Art der Dichtungen der Urväter in Beziehung zueinander gesetzt. Man fabuliert bei sich selber, und wenn so ein Mensch dann doch mal in Gegenwart anderer auftaucht, erzählt er wohl auch davon. Gerade aber Erzählungen von eigentlich wortkargen Menschen finden sehr viel leichter Glauben als die von Vielsprechern. Und dazu die ebenfalls dem nordischen Menschen eigene Schalkhaftigkeit - dann ist es bis zum Ruf des Hexenmeisters nicht mehr weit hin! Kleine schwedische Verschen, die die Väter ihren Kindern gelehrt hatten, verloren im Lauf der Zeit ihren Sinn, wurden verbalhornisiert und avancierten



Jöyllisch liegen die alten Häuser mit den tief herabgezogenen Dächern in der Rodung

plötzlich zu kräftigen Zaubersprüchlein. Vor zwei Jahren, also im Jahre 1936, starb dort der letzte hauptamtliche Zauberer und Enthexer, der schweres Geld durch seinen Beruf verdiente und weithin über Land geholt wurde.

Der „Strand“ ist allerdings auch die gegebene Kulisse dazu; wenn man den Hexenmeister zu gewissen Dingen aufsuchen oder holen will, muß man um Mitternacht kommen: stundenlange nächtliche Fahrt durch das wilde Moor, rechts und links hüpfende Irlichter (die Seelen Erschlagener), die Pferde bäumen sich schnarchend und erschreckt vor einem lautlosen Nachtvogel, der fast ihre Köpfe streift, irgendwo klatscht und patscht es unheimlich in den Moorkuhlen, in denen schon so mancher Verirrte ertrank, polternd und schnaubend jagt mit rotglühenden Augen ein riesiges schwarzes Tier über den Weg (das ist dann kein Stück Schwarzwild mehr, sondern bestimmt der Gottseibeius selber!), und schließlich noch ein nie gehörter gellender Klageschrei aus der Ferne - wer kann schon die nächtlichen Stimmen des Moors unterscheiden -: ich glaube, die Mehrzahl der aufgeklärtesten Großstädter wäre zuletzt in kaltem Schweiß gebadet und so im Bann der unheimlichen Situation, daß der Boden für den Hexenmeister in unerhörter Weise vorbereitet sein müßte!

Im übrigen aber - und bei ihrer völligen Abgeschiedenheit und Einsamkeit wäre es verwunderlich, wenn das nicht der Fall wäre - kennen die Stränder positiv mehr und andersartige Heilmittel und -kräuter, als sie allgemein bekannt sind. Sie haben eine ungewöhnliche Praxis im „Besprechen“. Da hierzu auch ein Streichen usw. des verletzten Gliedes gehört, dürfte die verblüffende Wirksamkeit zum großen Teil auf irgendeine Art von Kunstgriffen in dieser Richtung zurückzuführen sein. Sogar als Gegenmittel bei Bissen der Kreuzotter, einer in den Dünenwäldern erstaunlich häufigen Giftschlange, deren Biß innerhalb von 20 Minuten zum Tode führen kann, wenden sie ausschließlich dieses „Besprechen“ mit dem erwähnten Streichen an, und so lange der Salesker Strand existiert, ist noch kein Todesfall durch Schlangenbiß vorgekommen.

Die Häufigkeit dieser Schlangen ist geradezu eine Plage, und die Jagd auf sie kann man beinahe als „Hausindustrie“ der Stränder ansprechen. Sie erschlagen im Jahr bis zu tausend Stück davon! Da bisher eine Prämie für jeden Kreuzotterkopf gezahlt wurde, war das sogar eine ganz lohnende Angelegenheit. Es gibt

rote, braune und schwarze Arten, alle mit der typischen Kreuzmusterung. Sie werden bis zu 70 Zentimeter lang, und ihre Lederhaut kann - bei richtiger Behandlung beim Abziehen - bis 25 Zentimeter breit sein. Es ist zu untersuchen, ob sich nicht auch dieses Schlangenleder mit der ausgesprochen schönen Färbung zur Verarbeitung eignet.

Nicht ganz geklärt ist bisher, woher die Namen der Stränder stammen. Die vier Schwedischen Eissfischer dürften keine Vatersnamen in unserm Sinne gehabt haben; dort hieß man ja wirklich nach dem Vater, also Per Nilson und Nils Persson. Es macht den Eindruck, als habe man ihnen die Vatersnamen ihrer pommerischen Frauen angehängt, wobei der bereits Verheiratete - es steht fest, daß er ein Bruder des einen ledigen Fischers war - wohl ebenfalls den Namen seiner Schwägerin bekommen hat. Jedenfalls gehen sie bereits um 1620 unter den Namen Stöckmann, Meier und Moldenhauer, und diese drei Namen beherrschten den Strand 300 Jahre lang ausschließlich. Erst kurz vor dem Krieg sind ein paar neue Namen dazu gekommen, und damit auch fremdes Blut in diese engverflochtene Sippe.

Dank dem andauernden Heiraten innerhalb der Stränder Familien hat sich eine ganz erstaunliche Inzucht ergeben, die aber ohne jegliche üble Degenerationserscheinung geblieben ist. Dafür sorgte schon die unerbittliche natürliche Auslese. Wer all die Stürme, das Wasser in der See und das Wasser auf dem Land, alle Kargheit und Anstrengung, allen Nebel und alle Einsamkeit dort durchstehen soll, muß wirklich ein eisenfester Kerl sein! Und so ergibt sich dies: wer auf dem Strand älter wird als 25 Jahre, der ist eisern und wird dann auch wirklich steinalt. Der Hundertsatz der über dieses Alter hinausgekommenen Stränder, die bis zu 80 und 90 Jahre alt geworden sind, ist ganz ungewöhnlich hoch. Er beträgt 68 Prozent aller Erwachsenen. Dafür aber sind auch 40 Prozent aller auf dem Strand Geborenen nicht zwei Jahre alt geworden und weitere 20 Prozent sind noch vor dem 25. Lebensjahr ebenfalls der Schwindsucht und Lungenentzündung erlegen. Es bleibt tatsächlich nur das allerhärteste Material übrig. Daß sich diese natürlichen Auslesevorgänge aber nicht nur auf das körperliche, sondern auch auf das geistige Gebiet erstrecken, mag das Beispiel des Stränders August Stöckmann (1859-1922) zeigen. Der ging, wie alle andern, schon als Junge zur See und lernte erst auf dem Schiff aus eigener Kraft lesen und schreiben. Von seinen

Söhnen, die auch nur die kümmerliche Stränder Volksschule zur Verfügung hatten, ist einer als Leutnant gefallen, einer ist Rektor a. D. und einer ist Oberstudienrat. Und es ist ein ungeheurer Leistungsunterschied, ob Jungens mit Abitur Offizier und Oberstudienrat werden, oder Jungens aus der Volksschule! Dazu gehört dann schon die ganze Fähigkeit und die Freude am Niederkämpfen von Hindernissen, die schon ihren Wikingsvorfahren zu eigen war.

Kampf war das Leben der Stränder seit je. Nicht nur der tägliche Kampf ums Brot mit der See, den ja schließlich jeder Fischer führen muß, sondern auch wirklicher Kampf um Haus und Hof. Die ersten hatten sich ihr kleines Dorf in einem Dünenental im Wald angelegt, nahe am Strand. Aber noch während der Regierungszeit des Großen Kurfürsten kam eine Sturmflut und riß einen Hunderte von Metern breiten Küstenstreifen ab, und mit ihm verschwanden die Häuser der Stränder in den Fluten. Mit dem, was sie gerettet hatten, gingen sie bis hinter die Dünen zurück, legten sich eine neue Rodung an und bauten ihr Dorf von neuem. Doch nun erhob sich ein anderer Feind: die Flut und furchtbare Stürme hatten Busch und Kraut vernichtet und die Dünen freigelegt, und da begann die Düne zu wandern! Von der Unheimlichkeit dieses riesigen, gelben, kriechenden Antieres macht sich der Binnenländer überhaupt keinen Begriff. Unerbittlich schiebt sich ihr 10 bis 20 Meter hoher Steilhang, einem Absturz gleich, heran. Sie kann in besonders wilden Jahren bis zu 40 und 50 Meter wandern, kein Einhalt kann ihr geboten werden. Sie verschlingt alles, Busch und Strauch, riesige Bäume und geduckte Häuser, Bodenerhebungen und Wasserlöcher. Kilometerweit zieht sie sich dahin, kein Gras und kein Halm ist zu sehen, nur wandernder, ewig wandernder Sand! Und dort, wo sie vorüber ist, stirbt trostloser Baumfriedhof in die Luft, an der alten Dorfstätte kommen plattgewalzte Trümmer der alten Häuser zum Vorschein, das Ganze eine grauenhafte Darstellung des restlos vernichteten Lebens. So mußten die Stränder noch weiter zurück und schufen sich die Rodung, in der das Dorf heute liegt. Jetzt aber sitzen sie schon beinahe im Moor, und wenn die Herbststürme mit ihrem Regen kommen, tragen Mann, Frau und Kind sogar im Dorf Seestiefel.

Der Acker ist knapp, denn die Rodung zu erweitern, ist nicht möglich. 4 Morgen kommen auf die Familie des Fischers. Zur Pferdehaltung reicht das nicht zu, und Frauen und Kinder ersetzen den Pflug mit

dem Spaten! Oft genug war es so, daß die Kartoffeln im blanken Wasser gebudelt wurden und das bißchen Korn schwarz wurde und verfaulte. Dann sind auch die Wege für jedes Gespann unpassierbar, und auf schmalen, glitschigen Streifen müssen die Frauen durchs Moor und auf hochbepackter Karre jedes Pfund Salz, jedes Stück Tuch und Leder, jeden Nagel und jedes Liter Petroleum für die Lampen in vielstündigem Kampf mit dem saugenden Boden nach Hause schleppen und schieben.

Ist die Schlangenjägerei die „Hausindustrie“ der Männer, so haben auch die Frauen ihre Nebenbeschäftigung. Sie gehen auf die Beeren, „jagd“. Im Sommer ist alles, was es an Frauen, Greisen und Kindern gibt, im Walde und sammelt

Eimer über Eimer voll von Blau- und Preiselbeeren. Außerdem aber - und das ist eine botanische Merkwürdigkeit - wächst in den Wäldern um den „Strand“ und nirgends sonst die „Krähenbeere“ (*Empetrum nigrum*), eine Pflanze, die sonst nur noch am Harz und in Südschweden vorkommt. Ihre Stengel werden kunstvoll behandelt, um dann zu einer besonderen Art von Besen verarbeitet zu werden. Ziehen sommertags die hochgewachsenen blonden Frauen mit dem schweren Fischkorb auf dem Rücken (die sogenannte Liesche faßt bis zu 75 Pfund) den weiten Weg durchs Moor ins Land, so gehen sie im Winter denselben Weg, wenn er passierbar ist, mit diesem Stränder Erzeugnis, das seiner Qualität wegen reißenden Absatz findet, dessen Menge

aber durch die Natur Grenzen gezogen sind.

Und trotz alledem: mochte der Boden so karg sein wie er wollte, war das Ergebnis der Küstenfischerei in den offenen Booten nur gering, es ist ihre Heimat, das Stück Land, das ihre Vorräter in Besitz nahmen und das jeder einzige von ihnen sich immer wieder neu erkämpfen mußte. Die Stränder sind ein Menschen-schlag von ganz ungewöhnlicher Zähigkeit und Härte. Das Blut ihrer Wikings-vorfahren, des Menschen-schlages, der auf Islands öden Lavafelsen gegen Not und Tod und Unterdrückung gekämpft und seinen Platz gehalten hat, das königliche Gefühl des nordischen Menschen, frei und sein eigener Herr zu sein, lebt in ihnen noch heute.

So sind wir Pommern ♦ ♦ ♦

VON WALTER SCHRODER

Daß wir Pommern unsere Eigenart haben, daß wir von besonderem Schlage sind, erfährt jeder Fremde, der sich einmal kürzere oder längere Zeit in unserer Heimat aufhält. Das weiß ebenso der Einheimische, der je einmal mit Vertretern anderer Gaue in Berührung kam. Wohl sind wir allesamt Deutsche, aber es ist keine Frage: Wir Pommern halten und geben uns anders wie die Bayern, anders wie die Sachsen; dagegen sind wir wesensverwandt den Westfalen, Mecklenburgern, Schleswig-Holsteinern, kurz allen Niederdeutschen.

Dieser Unterschied zwischen den deutschen Stämmen darf nicht verwischt oder gar zerstört werden. Denn gerade in der Eigenart der verschiedenen Stämme offenbart sich erst die ganze Fülle deutscher Kraft und deutschen Geistes.

Was ist denn aber pommersche Art? Es ist nicht ohne Wert, dieser Frage einmal genauer nachzugehen und so den pommerschen und damit zugleich - im großen und ganzen wenigstens - auch den niederdeutschen Menschen zu zeichnen. Um so besser wird es uns gelingen, das uns überkommene Erbe unversehrt, ja womöglich in seinem besten Gehalt noch vertieft, an unsere Kinder und Kindeskinde weiterzugeben. Und klar und deutlich erkennen wir unsere Aufgabe, die heimatliche Art nach besten Kräften zu pflegen und zu fördern.

Ich will mich nicht dabei aufhalten, daß uns Pommern auch allerhand gerade

nicht sehr schmeichelhafte Eigenschaften nachgesagt werden. Das ist Scherz und Neckerei. Allbekannt ist ja der Spruch „Der Pommer ist im Winter so dumm wie im Sommer“. Als ihn einmal ein Brandenburger einem Pommer gegenüber äußerte, erwiderte unser Landsmann schlagfertig: „Daselbe gilt von dem Märker - nur noch stärker!“ O nein, wir sind nicht dumm, wir sind auch nicht grob oder maulfaul und langweilig! Wer das im Ernst behaupten wollte, der verkennet, wie wir gleich sehen werden, wesentliche Züge des pommerschen Menschen.

Aan Tel un aan Gast,
äwer tru un fast,
un büninig un fort -
dat's Pommernoor.

Der Pommer ist ein stiller und nüchterner Mensch - bei aller Stärke des Empfindens, die es mit sich bringt, daß er im entscheidenden Augenblick fest zupackt. Er hat einen klaren Tatsachensinn, der ihn auch den Gefahren des Lebens ruhig und entschlossen ins Auge sehen läßt. Er redet nicht viel von dem, was er denkt. Er ist mehr ein Mann der Tat als des Wortes, wie jeder Niederdeutsche. Aus dieser Schweigsamkeit darf man jedoch keineswegs auf eine Unhöflichkeit des pommerschen Menschen schließen. Hinter dieser scheinbaren Zurückhaltung verbirgt sich vielmehr ein sehr bedeutungsvoller und tiefer Wesenszug des Pommern - sein starkes Selbstgefühl

und Selbstbewußtsein. Ich denke an den Bauer unserer Heimat. Er weiß, was er will, was er kann, was er bedeutet. Und dieses seines Wertes bewußt, setzt er sich unter allen Umständen durch, wann und wo es ihm ratsam erscheint. Dabei ist er beharrlich, zähe, hart, schroff und unerbittlich, was einem Fremden leicht wieder als Unhöflichkeit oder gar Grobheit erscheinen kann. Aber der Pommer ist kein Freund von vielen Verhandlungen und Winkelzügen, er geht seinen Weg am liebsten geradedurch.

Natürlich, wo Licht ist, da ist auch Schatten. Gar nicht selten arten diese Beharrlichkeit und Zähigkeit zu einer gewissen Dickköpfigkeit und Unbelehrbarkeit aus - gerade dafür ließen sich viele ergötzliche Beispiele anführen. Im guten Sinne freilich hat uns dieselbe Zähigkeit, diese Beharrlichkeit im Verfolgen der Ziele um so prächtigere Soldaten geschenkt: die Feldmarschälle von Schwerin und von Wrangel, Graf York, Kriegsminister von Roon, die Generale von Beseler, Liman von Sanders, von Lettow-Vorbeck und die Admirale von Schröder und Schulz, um nur einige Namen zu nennen, waren Pommern. Auch Ludendorff entstammt pommerschem Blut. Und auch Zieten, Blücher, Scharnhorst, Moltke waren Niederdeutsche. Sie alle zeichnen ein kühler, klarer Verstand, ein weiter Blick und eine feste Hand aus.

Aber auch Organisatoren von dem Range eines Johann Bugenhagen oder -